

Petra Ahrens

Lee Ann Banaszak, 2010: *The Women's Movement Inside and Outside the State*. New York: Cambridge University Press. 247 Seiten. 23,49 Euro

Können Aktivistinnen der Frauenbewegung ihre Ziele verfolgen, auch wenn sie innerhalb des Staatsapparates arbeiten? Wie klar ist die Trennung zwischen Staat und Frauenbewegung tatsächlich? Diesen Fragen geht Lee Ann Banaszak in „*The Women's Movement Inside and Outside the State*“ für feministische Aktivistinnen in den USA nach. Banaszak untersuchte deren gleichstellungspolitische Aktivitäten als „Insiderinnen“ im höheren föderalen Staatsdienst von der Kennedy- bis zur Clinton-Ära als ein Beispiel für Schnittstellen zwischen Frauenbewegung(en) und Staatsapparat. Dabei hat sie auch jene einbezogen, die nicht direkt für Gleichstellung zuständig waren, aber aktiv feministische Ziele verfolgten. Sie argumentiert, dass erstens ein Großteil gleichstellungspolitischer Erfolge in den USA nicht verstanden werden könne, wenn gerade diese Insiderinnen und deren Engagement innerhalb und außerhalb des Staates unbeachtet bleiben. Ebenso sei zweitens die Entwicklung der zweiten Welle der Frauenbewegung von diesen Insiderinnen stark beeinflusst worden.

Für ihre Analysen nutzte Banaszak leitfadengestützte Interviews mit Insiderinnen sowie Archivmaterialien. Zwei Kriterien zur Auswahl von „Insiderinnen“ galten: aktiv und nachhaltig in einer Frauenbewegung engagiert (bestätigt durch Archivmaterial oder Aussagen von zwei anderen Aktivistinnen); angestellt im föderalen Staatsdienst. Insgesamt wurden vierzig Interviews geführt, gesammelt durch ein modifiziertes Schneeballsystem, bei dem – beginnend mit einigen bekannten Aktivistinnen – Empfehlungen aus den Interviews mit Personenrecherchen aus den Archivmaterialien zusammengeführt wurden. 70 % der Interviewten traten zwischen 1961 und 1981 in den Staatsdienst ein, 20 % vor 1961 und die übrigen 10 % nach 1981. Das verwendete Archivmaterial bestand aus drei Arten: Dokumente der Frauenbewegung(en), persönliche Unterlagen von Befragten sowie Dokumente und „oral history“ aus verschiedenen Archiven.

Banaszak untersucht eine ganze Ära US-amerikanischer Geschichte. Im ersten, sehr dichten Kapitel diskutiert sie, wie die bisherige Forschung zu sozialen Bewegungen und speziell zur zweiten Welle der Frauenbewegung dazu beigetragen hat, konfrontationsorientierte Aktionen der Frauenbewegung und die Rolle institutionalisierter Gleichstellungspolitik inklusive sogenannter „Femokratinnen“ (S. 5) zu verstehen. Bereits hier macht Banaszak ihr Anliegen deutlich: Bisherige Forschung vernachlässige und missverstehe (feministische) Staatsbedienstete viel zu häufig lediglich als Verbündete und viel zu selten als Mitstreiterinnen der Frauenbewegung. Hier sei es aber zwingend notwendig, zu differenzieren: Verbündete verfolgten nicht immer die Ziele der Frauenbewegung oder könnten auch Entscheidungen treffen, die diesen widersprechen. Diese Gefahr bestünde bei den feministischen Insiderinnen nicht.

Die Debatten und Hintergründe zur zweiten Frauenbewegung und deren Weg in die Institutionen legt Banaszak im zweiten Kapitel dar. Dabei problematisiert sie dezidiert die Homogenität der Insiderinnen – weiß, Mittelklasse, überwiegend gut ausgebildete Juristinnen – und den Ausschluss der afroamerikanischen Frauenbewegung(en). Ebenso

zeigt sie auf, dass die Ziele der Frauenbewegung(en) nicht einheitlich waren und nur mit Mühe zu Themen zusammengebracht werden konnten.

Banaszak setzt sich auf der Basis ihrer Forschungsergebnisse im dritten Kapitel mit fünf zentralen Thesen der Bewegungsforschung auseinander. So kann als bestätigt gelten, dass Insiderinnen nicht die übliche Zusammensetzung der Frauenbewegung(en) widerspiegeln, sondern häufiger weiß und häufiger gut ausgebildet waren (These 1). Dennoch waren in ihrem Sample afroamerikanische Frauen nicht unterrepräsentiert (These 2). Dass ausschließlich moderate Feministinnen mit der Absicht zu schrittweisen Veränderungen in den Staatsdienst kamen (These 3), widerlegt Banaszak eindrucksvoll. Auch wenn die Mehrheit zu den Erstgenannten zähle, so seien Feministinnen mit radikalen Veränderungsabsichten keine Seltenheit gewesen. These 4, dass Insiderinnen eher karriereorientiert als bewegungsverbunden seien und mit der Zeit moderater würden (These 5), hält Banaszak entgegen, dass einige Insiderinnen sich erst aktiv für die Frauenbewegung einsetzten, nachdem sie bereits im Staatsdienst waren. Hieran anknüpfend unterscheidet sie drei unterschiedliche Typen: (1) „Infiltrierende“, bereits feministisch aktiv und dann in den Staatsdienst tretend, (2) „Mobilisierte“, zwar feministisch, aber erst nach Eintritt in den Staatsdienst aktiv, sowie (3) „Konvertierte“, bereits im Staatsdienst tätig und beginnend, sich zu engagieren.

Wie das vierte Kapitel zeigt, waren Insiderinnen gleichermaßen aktiv, um die Frauenbewegung zu mobilisieren, neue Netzwerke, neue Bewegungen aufzubauen und neue Strategien zu entwickeln. Das legt ein anderes Verständnis offen als das der Institutionalisierung von Frauenbewegungen als Vorbedingung für Integration in den Staatsapparat.

Dass Insiderinnen innerhalb des Staates verschiedene Politiken beeinflussten, zeigt schließlich das fünfte Kapitel, in dem Banaszak die gewählten Strategien der Insiderinnen unter die Lupe nimmt. Dabei stellt sie fest, dass diese durchaus konfrontative Wege wählten, wobei sie unter konfrontativ kontextbezogen versteht. Dies bedeute, dass z. B. Gerichtsverfahren zu Abtreibung oder Antidiskriminierung in bestimmten Zeiten und Gebieten immer konfrontative Strategien seien, sofern sie den Staat und bisherige Gegebenheiten fundamental infrage stellten.

Ob und wie verschiedene Strategien zum Erfolg führten und was genau sich dadurch änderte, wird im sechsten Kapitel beleuchtet. Banaszak macht anhand verschiedener Beispiele zu Gesetzen deutlich, wie sich Erfolge der Frauenbewegung auf die gut platzierten Insiderinnen sowie deren Engagement und Netzwerke zurückführen lassen. Das beinhaltet auch, Ressourcen in schwierigen Zeiten zu sichern und unterschiedlichste Politikfelder zu bearbeiten.

Die zeitliche Perspektive und damit verbundene Regierungswechsel diskutiert Banaszak im siebten Kapitel. Überzeugend stellt sie dar, dass Wechsel nicht immer automatisch Einschränkung (RepublikanerInnen) oder mehr Spielraum (DemokratInnen) bedeute, sondern dass das Bild nuancierter sei. Aktivismus verschwinde nicht einfach, sondern führe häufig zu veränderten Strategien je nach Möglichkeitsstrukturen in der Administration.

Im zusammenfassenden letzten Kapitel betont die Autorin, dass sich Forschung nicht nur dem Verhältnis von Frauenbewegung und Staatsapparat widmen könne, sondern gerade die Überlappungen stärker mitbetrachtet werden müssten, um Erfolge der Frauenbewegung und politische Veränderungen verstehen zu können. So sei der Blick auf individuelle Aktivistinnen und nicht auf den „Staatsfeminismus“ wertvoll, weil diese Insiderinnen „under the radar“ agierten (S. 186).

Lee Ann Banaszak betritt mit ihrer Studie Neuland und bearbeitet innovativ und detailreich eine Lücke der sozialen Bewegungsforschung. Ihre zentrale Frage zeigt auf, wo Bewegungsforschung generell blinde Flecken hat. Dabei Interviews mit unterschiedlichsten Archivmaterialien wie ton- und filmtechnischen Aufzeichnungen zu kombinieren, um mehrere Jahrzehnte bearbeiten zu können, ist methodisch kreativ.

Ihr Fallbeispiel hilft, sich einem neuen Blick auf Bewegungsstrategien und Institutionalisierung zu öffnen. Hier schließen sich die Fragen an, welche Ergebnisse andere Ebenen (z. B. Bundesstaaten, regionale Verwaltung) oder andere (nationale) Kontexte (z. B. Deutschland, EU) ergeben würden und ob die föderale US-Ebene nicht doch eine spezielle ist. Ist diese Art von Aktivismus z. B. nur auf einer halbwegs „anonymen“ föderalen Ebene möglich? Macht es einen Unterschied, wie offen die Institutionen für „Outsiderinnen“ sind und wann diese zu „Insiderinnen“ werden können?

Unbeantwortet bleibt leider, nach welchen Kriterien jemand als Feministin oder gar als radikale Feministin eingestuft wird. Hier bleibt Banaszak diffus und zieht sich zurück auf ihre Kriterien für die Auswahl der untersuchten Insiderinnen.

Perspektivisch bleibt zu hoffen, dass die von Banaszak formulierten Fragen und ihr methodisches Vorgehen eine breite Rezeption und Nachahmung in der sozialen Bewegungsforschung finden. Dass die Begriffe Insiderin/Outsiderin nicht immer adäquat sind, hat sie in ihrer Studie aufschlussreich ausgeführt. Viel zu häufig wurden bisher autonome Frauenbewegung und institutionalisierte Gleichstellungspolitik als Gegensätze aufgefasst, viel zu selten Zusammenspiel und gemeinsam erzielte Erfolge in den Blick genommen.

Zur Person

Petra Ahrens, Diplom-Sozialwissenschaftlerin, promoviert derzeit an der Berlin Graduate School of Social Sciences (BGSS) der Humboldt-Universität zu Berlin zu Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellungspolitik, Gender Mainstreaming, Europäische Integration.

Kontakt: Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin Graduate School of Social Sciences, Luisenstraße 56, 10117 Berlin

E-Mail: petra.ahrens@sowi.hu-berlin.de

Anne Schlüter

Hildegard Macha, Susanne Gruber, Sandra Struthmann, 2011: Die Hochschule strukturell verändern. Gleichstellung als Organisationsentwicklung an Hochschulen. Opladen, Farmington Hills: Budrich UniPress. 322 Seiten. 36,00 Euro

Es ist der Anspruch der Studie, erstellt von Hildegard Macha und Mitarbeiterinnen, einen Beitrag zur Theorieentwicklung der Gleichstellungspolitik an Hochschulen zu leis-

ten. Verfolgt man die einzelnen Kapitel, dann liegt mit dem letzten Kapitel schließlich ein Konzept vor, das nicht allein für Gleichstellungsbeauftragte interessant ist, sondern von denen gelesen werden sollte, die Funktionen in den Hochschulen innehaben, gleich auf welcher Ebene. Denn die Konzeptentwicklung beinhaltet die Vorstellung einer „Idealen Hochschule“ der Geschlechtergerechtigkeit. Um zu einem solchen Modell zu kommen, sind verschiedene theoretische und empirische Anstrengungen notwendig. Die Monographie, als Teamarbeit konzipiert und umgesetzt, basiert daher neben der theoretischen Erörterung des Forschungsstands auf der Auswertung einer empirischen Studie, die die Gleichstellungsprozesse an Hochschulen erforschte. Unter dem Titel „Gender Mainstreaming – Bilanzierung und Optimierung“ wurde sie in den Jahren 2006 bis 2008 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert und an der Universität Augsburg durchgeführt. Federführend war das Gender Zentrum an der Universität. Die Bedeutung der Studie, so die Autorinnen in der Einführung, liegt darin, dass hier erstmalig Gleichstellungsprozesse an 15 Hochschulen mit drei unterschiedlichen empirischen Erhebungsinstrumenten vergleichend untersucht wurden (S. 31). Diese sind: Dokumentenanalyse, quantitative Erhebungen mit Fragebögen und ExpertInneninterviews mit der Leitungsebene und den Gleichstellungsbeauftragten vor Ort. Das methodische Design mit den theoretischen und methodischen Überlegungen wird im zweiten Kapitel des Buches nachvollziehbar dargestellt (S. 69ff.).

Nicht unwichtig für die Konzeptentwicklung und damit für die Einordnung von Gleichstellungsstrategien an Hochschulen sind die Reflexion der sozialen und politischen Gegebenheiten und Konstellationen in der historischen Zeit der letzten 30 Jahre, die als Vorlauf und Hintergrund aufgenommen werden, um zu verdeutlichen, dass vor der Zeit des Gender Mainstreamings (GM) Initiativen von Akteurinnen für Gleichstellungspolitik vor allem solche der Frauenförderung waren. Die ausgewertete Erhebung erfasst den Zeitraum des Wandels von der Strategie der Frauenförderung bis hin zur europäischen Strategie des Gender Mainstreamings, also einer Zeit, in der über die Wirksamkeit beider Strategien diskutiert wurde. Dokumente wie Frauenförderpläne, Maßnahmen, Berichte und Befragungen geben darüber Aufschluss. Die Chronologien der Gleichstellungsprozesse einerseits und die Professionalisierung des Amtes der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten andererseits ließen sich auf diese Weise erheben und vergleichen (S. 32).

Nachgezeichnet wird, dass sich das ehemalige Amt der Frauenbeauftragten in seinem Selbstverständnis mit dem Prozess des Gender Mainstreamings zum Amt der Gleichstellungsbeauftragten mit einer Verstetigung der Aufgaben veränderte. Die rechtliche Verankerung durch Gleichstellungsgesetze hat zu einer höheren Verbindlichkeit geführt. In der Tendenz versteht sich Gleichstellungspolitik an Hochschulen gegenwärtig als Organisationsentwicklung. Dies drückt sich u. a. in der Aufnahme von Gleichstellungszielen in die Zielvereinbarungen zwischen Fakultäten, Rektoraten und Ministerien aus. Betont wird, dass Gleichstellung nicht Gleichartigkeit, sondern Gleichwertigkeit meint. Mit den mittlerweile vorhandenen Ansätzen der genderorientierten Organisationstheorie lassen sich nicht nur die Gleichstellungspolitiken vorantreiben, es können auch die bekannten Theorien der Organisation kritisch reflektiert werden. Die Ebenen der kritischen Auseinandersetzung und der Unterscheidung beziehen sich auf die struktural-organisational, die interaktionale und die personale. Im Blickfeld der gegenwärtigen Auseinanderset-

zungen, so Hildegard Macha in der Erörterung des Diskussions- und Forschungsstandes, steht die „gendered organization“. Das Modell der Organisationsentwicklung habe sich mit dem Konzept der Gleichstellung gut verbinden lassen, so ihre Argumentation, denn Organisationsentwicklung habe als Ziel, die Effektivität der Arbeitsabläufe zu steigern und die Zufriedenheit der MitarbeiterInnen zu erhöhen (S. 45). Dazu passt hervorragend Gender Mainstreaming als Strategie für Organisationen. Denn GM hat als Vision, Geschlechtergerechtigkeit zum Nutzen der MitarbeiterInnen herzustellen.

Vor dem Hintergrund der Einführung von Steuerungsinstrumenten aus der Wirtschaft in die Hochschulen ist auch die aktuelle Gleichstellungsdebatte neu zu bewerten. Hildegard Macha kritisiert, dass betriebswirtschaftliches Denken unhinterfragt auch für die Ziele der Gleichstellung übernommen wird (S. 52). Sie plädiert für eine erneute Verknüpfung der Gleichstellungspolitik mit feministischen Theorien (S. 56). Das bedeutet, dass die wissenschaftsgestützten und konzeptbasierten Gleichstellungsprogramme der Hochschulen auch weiterhin die politische Kommunikation in den Hochschulen prägen sollten.

In den weiteren Kapiteln weisen Ergebnisse der empirischen Erhebungen darauf hin, dass Erfolge nur über eine „untrennbare Wechselwirkung“ zwischen den Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten und den Hochschulleitungen zu erreichen sind. Die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten bringen aktiv Ideen ein und die Hochschulleitung steuert „top-down“ den Prozess (S. 57). Aufgrund der Analyse der durchgeführten ExpertInneninterviews ist die Praxis der Steuerung der GM-Prozesse allerdings komplexer als bisher entworfen. Statt der klassischen Steuerung durch „Top-down“- und „Bottom-up“-Strategien finden sich empirisch feststellbar außerdem reziproke Prozesse. Daher wird von den Autorinnen das Modell der „reziproken Interferenz“ erarbeitet (S. 112), das für weitere Planungen der Organisationsentwicklung relevant werden kann.

Aufschlussreich sind die Präsentationen der Verlaufsgrafiken von Gleichstellungspolitik an den einzelnen Hochschulen. Sie zeigen, dass erst ab dem Jahr 2000 Gender Mainstreaming aktiv betrieben wird. Ab 2003 stieg die Intensität noch einmal an. Ergebnisse weiterer einzelner Analyseschritte verweisen auf die sogenannten „Stellschrauben“ oder „Strukturkategorien“, die aus dem empirischen Material herauskristallisiert werden. Der gewählte Begriff der „Stellschrauben“ ist zwar ein eher technischer Begriff, aber er hebt auf die Möglichkeiten der Justierung bzw. Festschreibung von Möglichkeiten der Gleichstellungspolitik ab, die als Ansätze und Einflussfaktoren zur Implementierung und Optimierung gelten können. Auf der Basis der Auswertung des empirischen Materials wurden zehn dieser sogenannten „Stellschrauben“ identifiziert. Man kann davon ausgehen, dass sie unmittelbar Einfluss auf die hochschulpolitische Gleichstellungspolitik ausüben. Dazu gehören die Strukturkategorien: Visionen und Ziele; Festlegung einer Gleichstellungsstrategie; Erstellung einer Gender-Daten-Analyse; Formulierung eines Konzepts; Durchführung von Gender-Trainings; Steuerung und Controlling; Gremienbildung zur Unterstützung sowie Programmentwicklung und Evaluation.

Die Erhöhung der Komplexität von Gleichstellungspolitik im Laufe der letzten Jahrzehnte wird mit der vorliegenden Studie sehr klar. Deutlich wird auch, dass die Anforderungen an die Beruflichkeit von Gleichstellungsarbeit gestiegen sind. Das liegt nicht allein an dem veränderten Selbstverständnis der Gleichstellungsarbeit, sondern insbesondere an der damit verbundenen Aufgabe, den Prozess der Organisationsentwicklung als Akteurin mitzuverantworten. Die Publikation macht auch auf den Tatbestand

aufmerksam, dass die Breite und Höhe der Aufgaben der Gleichstellungsbeauftragten etwa denen eines mittleren Managements in Organisationen der Wirtschaft entsprechen. Das bedeutet: Gleichstellungspolitik an Hochschulen kann nur dann erfolgreich werden, wenn sie Personal- und Organisationsentwicklung wie in Betrieben praktiziert. Insofern handelt es sich bei der vorliegenden Publikation um einen praktischen und handlungsleitenden Entwurf zur Veränderung von Hochschulen, der informativ, innovativ und relevant für die Praxis der Gleichstellungsarbeit sein kann.

Zur Person

Anne Schlüter, Prof. Dr., Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Leiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks. Arbeitsschwerpunkte: Erwachsenenbildung/Bildungsberatung, Lehre im BA Erziehungswissenschaft/MA Erwachsenenbildung/Weiterbildung, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Forschung zu Frauen in Leitungsfunktionen in der Erwachsenenbildung und allgemein zu Weiterbildung und Biographie. Kontakt: Universität Duisburg-Essen, IBW in der Fakultät für Bildungswissenschaften, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen
E-Mail: anne.schluter@uni-due.de

Nicole Justen

Eichhorn, Svenja/Kuwert, Philipp, 2011: Das Geheimnis unserer Großmütter. Eine empirische Studie über sexualisierte Kriegsgewalt um 1945. Gießen: Psychosozial-Verlag. 112 Seiten. 16,90 Euro

Die vorgelegte Studie untersucht, in welchem Ausmaß Traumatisierungen durch sexualisierte Kriegsgewalt um 1945 bei den betroffenen Frauen zu Belastungssymptomen geführt und inwieweit sich diese aufgrund von mangelnden Bewältigungsmöglichkeiten bis in die Gegenwart hinein zu einer (chronischen) posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) ausgeprägt haben. Die Veröffentlichung basiert auf einer Erhebung von Svenja Eichhorn, die unter der Betreuung und Projektleitung von PD Dr. Philipp Kuwert am Institut für Psychologie der Universität Greifswald sowie der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Hanse-Klinikums Stralsund durchgeführt wurde. Die Studie steht im Kontext der sich erst langsam entwickelnden öffentlichen Beschäftigung mit sexualisierter Kriegsgewalt um 1945 und dem Aufbrechen der Traumatisierungen im Zusammenhang des Älterwerdens und entstehender Pflegebedürftigkeit. Was muss es beispielsweise für eine Frau bedeuten, die sexualisierte Gewalt erlebt hat, wenn sie von männlichen Pflegern betreut, gefüttert und gewaschen wird und ihr eventuell geäußertes Unbehagen als unverständliches, störendes Verhalten im anstrengenden Pflegealltag verurteilt und entsprechend behandelt wird?

Hier wird ein Thema aufgegriffen, das auch 65 Jahre nach den Vergewaltigungen von bis zu zwei Millionen Frauen durch russische Alliierte sowohl im privaten als

auch gesellschaftlichen Raum einem Tabu unterliegt. Insbesondere der Bosnienkrieg hat jedoch gezeigt, dass Kriegsvergewaltungen gezielt als militärtaktisches Mittel eingesetzt werden. Diese Verbrechen an Frauen finden in unzähligen kriegesischen Auseinandersetzungen statt, die Eichhorn chronikartig benennt, um aufzuzeigen, dass Vergewaltigungen zu Kriegen systematisch dazugehören (können). Sie verschweigt dabei auch nicht die sexualisierten Gewalttaten, die in den Militärbordellen der deutschen SS im Zweiten Weltkrieg an jüdischen Frauen verübt wurden. Das sachliche Erkennen dieser Verbrechen allein reicht jedoch nicht aus, um das Leid, das Frauen auf der ganzen Welt betrifft, anzuerkennen und damit Bewältigungsmöglichkeiten und -hilfen zu schaffen. Eichhorn geht davon aus, dass die Traumatisierungen, die Frauen durch sexualisierte Kriegsgewalt um 1945 erleben mussten, durch fehlende Bewältigungsmöglichkeiten bis heute eine psychische Belastung darstellen, über die die wenigsten Frauen sprechen können. Bis ins hohe Alter sind sie für viele dieser Frauen ein Geheimnis geblieben, von dem weder ihre Familien noch das weitere soziale Umfeld etwas wissen.

Die Analyse basiert auf quantitativen und qualitativen Erhebungen. Quantitativ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass vor allem statistische Daten zum Thema ermittelt und die Häufigkeiten und deren Verteilung erhoben wurden. Die qualitativen Daten sind als Interviewaussagen der betroffenen Frauen zu verstehen, die im Rahmen dieser Studie jedoch nur begrenzt mithilfe qualitativer Analyseverfahren ausgewertet werden konnten. Im Kontext einer zunächst relativ klein angelegten Untersuchung war es der Verfasserin nicht möglich, sowohl die quantitativen als auch die qualitativen Daten ausführlich in die Veröffentlichung mit einzubeziehen, was im methodischen Bereich zu Schwächen führt. Die qualitativen Daten dienen in diesem Werk daher eher als flankierende Zusätze.

Im ersten Teil der Arbeit erläutert Eichhorn, was unter sexualisierter Gewalt und Vergewaltigung, sexualisierter Kriegsgewalt, Traumatisierung und einer posttraumatischen Belastungsstörung als Folge der erlebten Gewalt verstanden wird. Sie bezieht dabei die Fachliteratur und den aktuellen Forschungsstand weiträumig ein. Im zweiten Teil gibt sie einen ausführlichen Einblick in das gewählte Studiendesign mit den soziodemografischen Daten ihrer Stichprobe sowie dem Erhebungsverfahren (narratives Leitfadeninterview und Fragebogen) und den Messinstrumenten. Im dritten Teil stellt Eichhorn dann die Ergebnisse ihrer deskriptiven und interferenzstatistischen Analyse vor. Im deskriptiven Teil finden sich Angaben „zu den erlebten Traumata im Allgemeinen, zum Trauma der Kriegsvergewaltigung und zur Bewältigung. Der interferenzstatistische Teil enthält Analysen der Variablen PTBS, Kohärenzgefühl, Traumazahl und peritraumatische Belastung und liefert damit die Grundlage für die Beantwortung der theoretischen Fragestellung“ (S. 71).

Besonders aufschlussreich sind die Passagen, in denen die betroffenen Frauen selbst zu Wort kommen und damit Einblicke in die an ihnen begangenen Verbrechen geben: „Zwei haben mich festgehalten, ein Dritter hat dann mich vergewaltigt. Dann haben die sich abgewechselt. Und das ging so ungefähr fünf Mal“ (R. S., 82 Jahre). Sie beschreiben auch ihre Gefühle und das Schweigen danach: „Das war so ein Makel an einem“ (G. W., 89 Jahre), „Ich hab mit keinem darüber gesprochen“ (U. K., 79 Jahre). Es sind aber auch Aussagen zu finden wie: „Es ist ja kein Wunder. Das sind auch bloß Männer.

Unsere haben es genauso gemacht“ (I. B., 79 Jahre) oder „Wenn es wirklich einen Gott gibt, der alles erschaffen hat, der hat ja auch den Sexismus erschaffen. Das gehört doch zum Menschen“ (H. R., 82 Jahre) (vgl. S. 71ff.). Eichhorn legt mit der Darstellung dieser Zitate einen Zugang zu den Erlebens- und Erfahrungswelten der befragten Frauen offen, der ein enormes Potenzial für eine tiefgreifende Analyse zur Thematik der sexualisierten Kriegsgewalt gegen Frauen und zu den Verarbeitungswegen bietet. Die interferenzstatistische Analyse offenbart u. a., dass die „erlebte subjektive Belastung innerhalb der Situation der Kriegsvergewaltigung [...] einen positiven Zusammenhang zur Symptomstärke der posttraumatischen Belastung [zeigt]“ (S. 99) und sich bei den Frauen bis heute Beeinträchtigungen in unterschiedlichen Lebensbereichen finden lassen. Eichhorn vergleicht die statistischen Daten ihrer Studie mit anderen Studien zur PTBS und geht dabei auf die aktuelle PTBS-Ausprägung und Symptomstärke, das Kohärenzgefühl sowie die peritraumatische Belastung ein.

Im vierten Kapitel reflektiert die Autorin eingehend und kritisch das methodische Design der Studie. Ohne die Ergebnisse schmälern zu wollen, weist sie u. a. auf den geringen Stichprobenumfang und die damit einhergehende Frage der Repräsentativität der Stichprobe hin. Ebenso nimmt sie das Fehlen einer adäquaten Vergleichsstichprobe in den Blick sowie die ausschließlich querschnittlich erhobenen Daten, die keine Aussagen über den Kausalzusammenhang verschiedener Variablen erlauben. Überdies werden auch die Effekte angesprochen, die bei Erinnerungen an lange zurückliegende Ereignisse auftreten und damit verzerrend auf die Gesamtergebnisse wirken können. Im fünften Kapitel folgt eine Zusammenfassung mit Ausblick.

Trotz der von der Autorin selbst genannten methodischen Einschränkungen ist die vorliegende Studie eine bereichernde Untersuchung sowohl für (angehende) MedizinerInnen, PsychiaterInnen, PsychotherapeutInnen, Pflegekräfte, MitarbeiterInnen von Altenhilfe- und -bildungseinrichtungen als auch für die betroffenen Frauen selbst, deren Familien und die Gesellschaft. Eichhorn kann herausarbeiten, dass bei vielen betroffenen Frauen auch nach mehr als 65 Jahren nach dem Erleben sexualisierter Kriegsgewalt Einschränkungen und Belastungen wirken, die darauf zurückzuführen und als posttraumatisch zu verstehen sind. Sie kann zudem aufzeigen, dass Verdrängung die am häufigsten gewählte Strategie zur Bewältigung des Erlebens war und ist. Damit verweist sie auch auf den Grad des Sich-Nicht-Mitteilen-Könnens. Erst viele Jahre nach der Traumatisierung ist es den Frauen in einem geschützten Rahmen möglich, ihre Geschichten zu erzählen. Eichhorn hat das von ihr gesteckte Ziel erreicht, indem sie deutlich macht, „dass das private und öffentliche Schweigen über die Welle der Kriegsvergewaltigungen um 1945 in vielen Fällen bis heute eine unsagbar große Verletzung verbirgt“ (S. 100). Ihre Arbeit ist zu verstehen als eine Form der lange versäumten Auseinandersetzung mit der Thematik. Die Studie kann Grundlage sein, um den Folgegenerationen der sexuell kriegstraumatisierten Frauen mehr und vor allem früher Aufmerksamkeit zu widmen, damit posttraumatische Belastungsstörungen rechtzeitig als solche erkannt und behandelt werden können. Die Lektüre dieses Buches sei zum einen all jenen empfohlen, die sich der Thematik aus einer wissenschaftlichen Perspektive nähern wollen, und zum anderen denjenigen, die mit alten Frauen arbeiten und/oder schon immer etwas über das Geheimnis ihrer Großmütter wissen wollten.

Zur Person

Nicole Justen, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin. Arbeitsschwerpunkte: Biographiearbeit, Biographieforschung, ZeitzeugInnenarbeit, Genderkompetenz, Bildungsberatung.
Kontakt: Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Bildungswissenschaften, FG: Erwachsenenbildung/Bildungsberatung, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen
E-Mail: nicole.justen@uni-due.de

Marion Löffler

Saskia Stachowitsch, 2012: *Gender Ideologies and Military Labor Markets in the US*. Routledge Studies in US Foreign Policy. London/New York: Routledge. 160 Seiten. £75.00

Die Politikwissenschaftlerin Saskia Stachowitsch forscht zum Verhältnis von Geschlecht, Militär, privaten Sicherheitsunternehmen und Staatlichkeit in den Vereinigten Staaten. Mit *Gender Ideologies and Military Labor Markets in the US* liegt nun eine grundlegend überarbeitete Fassung ihrer Dissertation vor. Darin untersucht sie die ideologischen Implikationen der Medienberichterstattung zu Soldatinnen im US-Militär.

Frauen im Militär bilden einen wiederkehrenden Anlass, um längst überwunden geglaubte Geschlechterstereotype aufleben zu lassen. Dies zeigt sich in der Medienberichterstattung der Washington Post und der New York Times, die Stachowitsch als zentrales Analysematerial dient. Untersucht werden Pro- und Kontra-Argumente zur Integration von Frauen in die US-Streitkräfte. Die Autorin legt die argumentativen Figuren und Rechtfertigungsgründe unterschiedlicher AkteurInnen frei und betont die materielle Fundierung ideologischer Konstruktionen, womit sie die in der Forschung zu Militär und Geschlecht gewohnten Denkmuster verlässt. Sie fragt nach Veränderungen und Kontinuitäten von Geschlechterideologien im Kontext gesellschaftlicher und militärischer Transformationen. So bilden veränderte technologische Bedingungen der Kriegsführung, der davon beeinflusste Personalbedarf, demographische Entwicklungen und vor allem Verschiebungen in der ökonomischen Produktion und am Arbeitsmarkt relevante Kontexte, in die medial vorgebrachte Argumente für oder gegen eine Integration von Frauen in die US-Streitkräfte eingebettet sind. Besonderes Augenmerk legt die Autorin auf Veränderungen des Verhältnisses zwischen Staat und Militär, die auch Geschlechterverhältnisse transformieren.

Stachowitsch stellt zunächst grundlegende theoretische und methodologische Überlegungen an, die sie zu einem innovativen Forschungsansatz verbindet, die große Stärke der Studie. Dieser Ansatz ermöglicht es, sozialen, militärischen und ideologischen Wandel in seinen Wechselwirkungen verstehbar zu machen. Ein „undogmatischer Materialismus“, der einerseits die ökonomische Fundierung militärischer Organisation betont, andererseits die diskursive Konstruktion militärischer Geschlechtlichkeit ernst nimmt, schafft die Verknüpfung von materiellen und kulturellen Ansätzen in der Analyse des

Zusammenhangs von gesellschaftlichem Wandel und Geschlechterideologie. Unter Ideologie versteht Stachowitsch mentale „Frames“, die in Institutionen sedimentieren und von unterschiedlichen Gruppen in Machtkämpfen strategisch eingesetzt werden. Die medial geführten Debatten betrachtet sie als eine Art Meta-Diskurs, in dem Strategien unterschiedlicher gesellschaftlicher AkteurInnen nachgezeichnet, unterstützt oder bekämpft werden. Ihr Anspruch ist letztlich, mit der konkreten Analyse der Transformationen militärischer Geschlechterideologien die Tauglichkeit des Ansatzes für andere Untersuchungsfelder nachzuweisen.

In der Studie bildet der Arbeitsmarkt eine der zentralen kontextuellen Variablen für die Analyse sich ändernder Geschlechterideologien. Das Militär stellt als größter Arbeitgeber in den USA einen eigenen Arbeitsmarkt dar, der mit dem zivilen Arbeitsmarkt um Personal konkurrieren muss. Denn einerseits ist die AVF (All Volunteer Force), die seit 1973 besteht, auf aktive Anwerbung angewiesen, andererseits hat der technologische Wandel in der Kriegsführung den Personalbedarf der meisten militärischen Einheiten verändert, sodass immer höher qualifiziertes Personal nachgefragt wird. Aufgrund anhaltender Diskriminierung von Frauen am zivilen Arbeitsmarkt kam es zu einer steten Steigerung des Anteils von Soldatinnen (von 2,5 % im Jahr 1973 auf 15 % 2002). Vor allem bei Hochkonjunktur gehen junge, relativ gut qualifizierte Frauen eher zum Militär als Männer.

Dabei hindern diverse Schutzgesetze Frauen, an Kampfhandlungen teilzunehmen. Derartige Regulierungen folgen bestimmten Geschlechterideologien und tauchen in Medienberichten als Diskussionen um die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Soldatinnenstatus oder in bis ins Absurde gehende Debatten um die Schuld der Frauen an sexueller Belästigung und Vergewaltigungen im Militär wieder auf. In ihrer konkreten Medienanalyse der Jahre 1990 bis 2005 deckt Stachowitsch einen schier unerschöpflichen Fundus geschlechterideologischer Argumente auf, die sowohl negative als auch positive Konnotationen aufweisen. So wurde z. B. die Frage, ob Frauen aus patriotischen Gründen dienen, kontrovers diskutiert. Wenig überraschend waren es Debatten über die Effektivität des US-Militärs, die den Diskurs über die militärische Integration von Frauen begleiteten, wobei gleichartige Argumente sowohl für als auch gegen eine Integration der Soldatinnen vorgebracht wurden. Damit widerlegt Stachowitsch eine (naive) Vorstellung diskursiver Konstruktion von militärischer Geschlechtlichkeit zugunsten ihres Arguments einer (materiellen) Kontextabhängigkeit solcher (Medien-)Diskurse.

Methodisch wendet sie eine kritische Diskursanalyse an, die nicht nur Text-, sondern auch Kontextanalyse umfasst. Sie untersucht Veränderungen der Geschlechterideologien nach dem Kalten Krieg in drei zentralen Phasen, die sich im Hinblick auf ihre politischen, legalen, ökonomischen und demographischen Rahmenbedingungen unterscheiden und von einem Anstieg der Partizipation von Frauen im Militär begleitet sind.

Die erste Phase war vom Golf-Krieg 1991 geprägt, die erste große direkte Kriegshandlung der USA seit Einführung der AVF und der erste „heiße“ Krieg nach dem Kalten Krieg. Zu dieser Zeit wurden die meisten Restriktionen beseitigt, die einer Beteiligung von Frauen im Militär entgegenstanden. Geblieben ist das Verbot, an Kampfhandlungen am Boden teilzunehmen, was auch Karrierechancen im Militär limitiert, weil diese häufig an Kampferfahrung gebunden sind. Hier findet also eine ungleiche Integration von

Frauen in die einzelnen Kampfeinheiten statt. Die zweite Phase, die zu einem Großteil in die Amtszeit von Bill Clinton fällt, war durch die Reduktion des militärischen Personals gekennzeichnet. Durch den Bedarf an qualifiziertem Personal stieg gleichzeitig der Frauenanteil kontinuierlich an. Das Medieninteresse war gering und konzentrierte sich auf Sexskandale und Vorwürfe sexueller Belästigung im US-Militär. In beiden Phasen fand eine Ausdifferenzierung geschlechterideologischer Argumente statt. Insgesamt aber gab es die Tendenz zu einer weiteren Integration von Frauen. Die dritte Phase war vom „War on Terror“ dominiert. Geschlechterideologien dienten hier sowohl zur Viktimisierung der afghanischen Frauen als auch der Selbstinszenierung der USA als emanzipierte Gesellschaft, was nicht zuletzt durch die Präsenz von Frauen in der Armee sichtbar werden sollte. Obwohl der Frauenanteil bis 2003 stieg, setzten sich unter der Präsidentschaft von George Bush Junior zunehmend antifeministische politische Strategien durch. Nicht zuletzt deshalb war der Frauenanteil ab 2004 rückläufig – zum ersten Mal seit Einführung der AVF.

Aufgrund der relativ kleinen Materialbasis – für den Untersuchungszeitraum wurden 96 Berichte ausgewählt – wirkt die quantitative Auswertung stellenweise überzogen. Dennoch gelingt es Stachowitsch, über die Zeitungsanalyse eine Vielzahl von AkteurInnen und deren Kämpfe zu identifizieren und das Medienverhalten kritisch in den Blick zu nehmen. Vor allem durch die fundierten Kenntnisse der Entwicklungen in den USA, der relevanten AkteurInnen und Debatten sowie der gesetzlichen Veränderungen gewinnt der Forschungsgegenstand an Kontur. Ergänzt wird der Zugang durch eine Diskussion und Einbettung bereits vorliegender qualitativer Studien zu Geschlecht und US-Militär. Dabei liegt der Fokus auf sexualisierter Kriegsberichterstattung, die zu großen Medienereignissen wurde, wie beispielsweise beim Golf-Krieg 1991, der erstmals weibliche Militärs in die breite mediale Öffentlichkeit brachte, die US-Intervention in Somalia, deren Scheitern als Entmännlichung der US-Armee interpretiert wurde, die vermeintliche Entführung der Soldatin Jessica Lynch sowie der Folterskandal in Abu Ghraib, an dem Lynndie England als einzige Frau beteiligt war. Sie avancierte dadurch zum Sinnbild für pervertierte Weiblichkeit.

In Summe gelingt es Stachowitsch, Veränderungen ideologischer Trends nachzuweisen, die in einer Vervielfältigung unterschiedlicher geschlechterideologischer Argumente resultieren. Damit haben die klassischen Geschlechterstereotype von friedfertiger Weiblichkeit und kriegerischer Männlichkeit endgültig ihre Glaubwürdigkeit verloren.

Zur Person

Marion Löffler, Dr., Projektmitarbeiterin und Lektorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Feministische Staatstheorien mit Fokus auf Transformationen von Staatlichkeit, Staatsschwächung und Demokratieentwicklung; fiktionale Literatur in der politischen Ideengeschichte.

Kontakt: Universität Wien, Institut für Politikwissenschaft, Universitätsstraße 7/2, A-1010 Wien, Österreich

E-Mail: marion.loeffler@univie.ac.at